

Gerhard Lubich

# Heinrich V.

Der letzte Salierkaiser

**wbg** Theiss



wbg Theiss ist ein Imprint der Verlag Herder GmbH

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2024  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.herder.de](http://www.herder.de)

Lektorat: Daphne Schadewaldt, Wiesbaden  
Satz: Carsten Klein, Torgau

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-534-61015-0  
ISBN E-Book (EPUB): 978-3-534-61020-4  
ISBN E-Book (PDF): 978-3-534-61019-8

# Inhalt

Zum Geleit .....	7
I. Bilder .....	11
II. Anfänge: Taten und Kontext .....	29
III. Weichenstellung: Der Aufstand .....	51
IV. Das erste Jahr .....	89
V. An den Grenzen und darüber hinaus .....	121
VI. Das römische Rätsel .....	155
VII. Der kurze Sommer .....	189
VIII. Abwärts .....	199
IX. Das zweite Reich .....	229
X. Komplexe Konflikte .....	249
XI. Schwanengesang .....	289
XII. Der Untote und die Bilder .....	313
Nachbemerkung: Das »Ich« in »Heinrich« .....	319
Karten .....	329
Anmerkungen .....	333
Quellen- und Literaturverzeichnis .....	367
Register .....	387
Abbildungsnachweis .....	395



Der im Evangeliar von St. Emmeran/Regensburg (frühes 12. Jahrhundert) abgebildete Herrscher ist nach Auffassung der Forschung der junge Heinrich V.

# Zum Geleit

Als ich vor einem Jahrzehnt die Beiträge zu einer Bochumer Tagung zu Heinrich V. herausgeben durfte, vermerkte ich im Vorwort, dass man sich mit dem letzten Salierkaiser bislang nicht allzu sehr beschäftigt habe. Es fehlten, so meine Bestandsaufnahme, die Edition der Urkunden, Regesten – und eine Biographie. Zu diesem Zeitpunkt war nicht absehbar, dass das Unternehmen der Regesta Imperii weiter im Akademieprogramm bleiben und ich mit der Teilprojektleitung ausgerechnet der Regesten Heinrichs V. beauftragt werden würde. Auch zur Abfassung dieser Lebensbeschreibung bedurfte es eines Anstoßes von außen, den mein ehemaliger Bochumer Kollege Nikolas Jaspert gab, der auch den Kontakt zur Wissenschaftlichen Buchgesellschaft vermittelte. Dass ich durch diese beiden Impulse in die Lage versetzt wurde, das von mir angemahnte Defizit zur Hälfte selbst beseitigen zu müssen, mag man als Ironie der Geschichte (oder Geschichtswissenschaft) betrachten; zumindest aber sollte es allen als Mahnung dienen, die auf Forschungslücken hinweisen – man kann sich damit viel Arbeit aufhalsen.

Tatsächlich steckt in diesem Buch eine Menge Arbeit, die vor allem aus dem mühseligen Prozess bestand, einen geeigneten Zugang zu finden. Aufgegeben hatte ich einer Biographie Heinrichs im Vorwort des erwähnten Tagungsbandes, sie solle eine »Parabel über die Spannung zwischen Erneuerungswillen und Macht der Struktur« sein, eine ambitionierte Zielsetzung, die dem vorliegenden Buch nach wie vor unterliegt.

Bei den verschiedenen Anläufen, des Stoffes Herr zu werden und ihm eine dem Vorhaben angemessene Struktur zu verleihen, stellte sich jedoch immer wieder heraus, dass andere Formen als eine Lebensbeschreibung zunächst einmal schlachtweg daran scheiterten, dass mir die bisherigen Erklärungen zu Heinrich, seinem Leben, seinem Verhalten, seinen Maximen nicht immer einleuchteten. Es lag daher nahe, nicht den zweiten Schritt vor dem ersten zu tun und sich in erster Linie auf eine Beschreibung zu konzentrieren, die aber bereits die angedachten Spannungspunkte berücksichtigte. Das Ergebnis liegt mit diesem Buch vor, eine Art politische Biographie, ein Ausdruck gewählt im Wissen darum, dass für den heutigen Betrachter so säuberlich geschiedene Felder wie »Politik« und »Religiosität« in der behandelten Zeit ebenso wenig getrennt waren wie »Amtsführung« und »Charakter« oder »Öffentliches« und »Privates«.

Glücklicherweise war ich mit dieser Arbeit nicht allein, und dieses Buch hätte nicht geschrieben werden können ohne die Hilfe vieler Menschen. Ein erster Dank geht an das Bochumer Team: Jun.-Prof. Dr. Matthias Weber hat mir mit seinen gerade beendeten Arbeiten an dem ersten Faszikel der Regesten Heinrichs eine unschätzbare Grundlage dieses Buches zur Verfügung gestellt. Julia Andree M.Ed., Dr. Dirk Jäckel, Jan Lemmer M.A. und Katharina Wirth B.A. haben unermüdlich Entwürfe gelesen, recherchiert und diskutiert; das Register fertigten Florian Bramkamp und Helena Geitmann. Unter den zu Freunden gewordenen Kollegen möchte ich Caspar Ehlers, Florian Hartmann, Jochen Johrendt, Karl Ubl, Björn Weiler und Daniel Ziemann erwähnen, die mir mit bewundernswerter Geduld immer wieder für Gespräche zur Verfügung standen und mir die Möglichkeit gaben, meine Arbeiten in einem größeren Rahmen vorzustellen. Wenn ich Jürgen Dendorfer nicht in dieser Reihe genannt habe, dann nur, weil seine hervorragenden Arbeiten zu Heinrich V. und dem deutschen Adel, denen dieses Buch viel schuldet, einer besonderen Erwähnung bedürfen. Liesbeth van Houts, der ich für die Vollendung der Biographie Mathildes, der Gattin Heinrichs V., alles erdenklich Gute wünsche, danke ich für einen

inspirierenden Austausch, wie ihn wohl nur zwei spezialisierte »Freunde der Familie« Heinrichs haben können. Ihr verdanke ich auch die Überlassung eines ungedruckten Manuskripts, ebenso Gerold Bönnen, Étienne Doublier, Jan Lemmer und Matthias Weber, deren Erkenntnisse ich zu berücksichtigen versucht habe. Ein besonderer Dank geht an das Deutsche Historische Institut in Paris, das mir mittels der beispielhaften Einrichtung des Karl-Ferdinand-Werner-Fellowships die Möglichkeit eröffnet hat, in den Handschriften der Bibliothèque Mazarine nach neuen Überlieferungsspuren zum Frankreichzug Heinrichs zu suchen. Rolf Große möchte ich in diesem Zusammenhang für die jahrelange Verbundenheit und Gastfreundschaft danken, die jeden Besuch am Institut bereichert hat. Im Zuge dessen darf ich auch meinem Bochumer Kollegen Klaus Oschema bei der kürzlich übernommenen Verantwortung der Leitung des DHI eine glückliche Hand wünschen. Auch in meinem außerakademischen Umfeld stieß ich auf offene Ohren und Engelsgeduld, etwa bei Thomas Barth, Nadia Rinaldi, Gabriela Wachenhausen und den Holundergeistern (Ihr wisst, wer ihr seid).

Fast schon zum Topos am Ende solcher Einleitungen geworden ist der Dank an die Familie: Der Autor, der doch seine Kollegen vorangestellt hat, weiß um seine Dankesschuld für die von seinen Lieben in Kauf genommenen Abwesenheiten (zeitlich, örtlich, geistig), die er – gerne *last not least* – mit demonstrativ schlechtem Gewissen formuliert, um dadurch unausgesprochen (und unausgesprochen aussichtslos) Besserung zu geloben. Aber was soll man machen, wenn es so ist? Auch Topoi haben berechtigte Gründe. Also: Meinen Eltern, meiner Schwester Monika, meiner Frau und Freundin Irene, meinen Kindern Lewin und Selma – danke!

Dieses Buch ist meiner Mutter gewidmet, die kurz vor dessen Erscheinen verstorben ist

Köln, Juli 2024

Gerhard Lubich



## I. Bilder

Das erste Mal bekommen wir Heinrich als einen jungen Mann vor Augen geführt, am Rande einer Fürstenversammlung allein auf einem kleinen Hügel stehend, unstandesgemäß ärmlich bekleidet, zurückgezogen, demütig auf Ansprache wartend. Zu diesem Zeitpunkt befindet er sich im offenen Aufstand gegen den königlichen Vater, dessen Namen er trägt. Diese Beschreibung entstammt einer zeitgenössischen Bamberger Chronik, die hervorhebt, wie sehr sich Heinrich um Einverständnis mit den kirchlichen Kräften bemüht. Zwar bedenkt Heinrich auch die weltlichen Großen und sichert ihnen den Bestand ihrer Rechte zu, aber eigentlich geben sie eher anonyme Randfiguren ab – namentlich genannt werden allein die Bischöfe, und es war deren Zustimmung, von der Heinrich sein Erscheinen auf der von ihm selbst initiierten Versammlung abhängig gemacht hatte. Heinrichs Verhalten wird überaus positiv bewertet, sein Respekt gegenüber der Geistlichkeit, seine kompetenten Entscheidungen, all dies erwecke bereits den Eindruck eines geborenen Herrschers. Seine moralische Integrität scheint evident, und dies gilt auch, als er zur Rechtfertigung seines Aufstandes ein von allen akzeptiertes höheres Gut ins Spiel bringt: Nicht Herrschaftsucht, sondern des Vaters Konflikt mit Kirche und Papst sei sein Motiv für den Aufstand. Der junge Aufrührer verspricht sogar seinen Rücktritt für den Fall, dass sein Vater sich noch eines Besseren besinne und sich mit dem Papst aussöhne. Die Versammlung applaudiert, tränen-

reiche Gebete werden in Hoffnung auf eine Bekehrung (*conversio*) des Vaters angestimmt, während sich zugleich papstfeindliche Bischöfe dem anwesenden Mainzer Erzbischof unterwerfen. Auf diese Weise, so hält der Text fest, habe Heinrich zu Beginn seiner Herrschaft ganz Sachsen mit der Kirche versöhnt, und ausdrücklich spricht er von einer großen Hoffnung, die der Auftritt des jungen Königssohnes bei den Anwesenden hervorrief.

Noch ein knappes Jahr sollte unser Zeuge, ein anonymer Fortsetzer der Weltchronik des Frutolf aus dem Bamberger Kloster Michelsberg,<sup>1</sup> die Taten Heinrichs begleiten, ein dramatisches Jahr, voller Konflikte und hektischer Bewegung, ein Jahr, in dem der Sohn den Vater zum Rücktritt zwingen wird, der Vater sich jedoch dagegen nochmals zur Wehr setzt, bevor er schließlich stirbt, ohne dass es zu einem Entscheidungskampf gekommen wäre. Heinrich bleibt für den im Jahre 1106 endenden Verfasser der aufrechte, von religiösen und ethischen Idealen bewegte junge Mann, als den wir ihn zuerst erblicken haben, frei von Selbstsucht, zweifelnd und demütig. Rebellen zeichnet man anders, denn sie haben etwas zu gewinnen, etwas, das man ihnen vorenthalten hat, auf das sie ganz persönlich Anrecht zu haben meinen. Dies gilt insbesondere für eine selbstbestimmte Zukunft, denn wie im klassischen Generationenkonflikt sind es in der *querelle des anciens et des modernes* die Alten, die sich an eine im Vergehen begriffene Welt klammern, während sich die Zurücksetzung der »jungen Wilden« in provokativ alternative Lebens- und Zukunftsentwürfe übersetzt. Von einem Konflikt zwischen jungen Marginalisierten und verstockten Mächtigen ist in der Darstellung des Jahres 1105 allerdings nichts, gar nichts zu spüren. Vielmehr führt man uns einen jungen Mann vor Augen, der nicht die Welt nach seinen Bedürfnissen verändern will, sondern sich bemüht, den Erwartungen seiner Zeit zu entsprechen. Das entscheidende Argument ist also nicht die generelle Neuerung, sondern die bessere Eignung des Sohnes hinsichtlich derselben tradierten Normen. Der Vater wiederum wird nicht als ein hoffnungslos

veraltetes »Auslaufmodell« charakterisiert, denn mit der *conversio* wird ihm die Chance auf Besserung zugestanden. Beide Kontrahenten stellten also im selben christlich fundierten Weltbild feste Größen dar, ihre Handlungsmuster waren im Grunde identisch, ihre Ziele, Normen und Ideale ebenfalls. Auch andere Autoren, die dem Vater deutlich näherstanden als dem aufständischen Sohn, schildern die Situation ähnlich – der Konflikt zwischen Vater und Sohn drehte sich nicht um eine grundstürzende Umwälzung der Verhältnisse oder deren Erhalt, sondern um die Frage einer personellen Alternative. In den Jahren 1105/1106 ging es um einen neuen König, nicht um ein erneuertes Königtum.<sup>2</sup>

Recht genau ein Jahrzehnt später verfasste Ekkehard, Abt des fränkischen Klosters Aura, auf der Basis dieser Überlieferung, die den jungen Aufständischen so begeistert geschildert hatte, ein eigenes Werk bis zum Ende des Jahres 1116. Nur wenig griff der Abt in seine Vorlage ein – noch immer wohnt dem Anfang Heinrichs ein positiver Zauber inne. Auch für seine Handlungen nach dem Herrschaftsantritt wird Heinrich kaum kritisiert, denn für diesen Zeitabschnitt lehnte sich Ekkehard eng an die sogenannte Anonyme Kaiserchronik an, ein Werk, das Heinrich selbst in Auftrag gegeben hatte und das entsprechend wohlwollend über ihn berichtet. Ekkehard übernahm diese Darstellung immerhin bis einschließlich des Jahres 1111, das eine durchaus kritische Phase in der Herrschaft Heinrichs markiert, zumal er nach erfolglosen Verhandlungen über die Investiturfrage den Papst und die Kardinäle gefangen gesetzt und die Kaiserkrönung erpresst hatte – ein Vorgehen, das weithin bemerkt wurde und auch später noch das Urteil über Heinrich wesentlich beeinflussen sollte. Erst ab der Darstellung des Jahres 1112 löst sich Ekkehard von seinen Vorlagen. Sein Ton wird zunehmend schmallippiger und seine Darstellungen erschöpfen sich schließlich in knappen Strichen, die den Herrscher eher skizzieren als charakterisieren. Je näher der Text der Gegenwart Ekkehards kommt, desto deutlicher und größer wird die Distanz zum Herrscher. Schließ-

lich setzt Ekkehard die Herrschaft Heinrichs mit dem gescheiterten Regime seines Vaters gleich: Seit 1112 ist von der Unmäßigkeit Heinrichs die Rede, von Misstrauen bei Hofe, erfolglosen Aktionen, ausbleibender fürstlicher Unterstützung, Niederlagen und schließlich einem fast fluchtartigen Zug nach Italien zu Beginn des Jahres 1116 – »dadurch wurde das Reich wieder gespalten, das ein Jahrzehnt oder wenig mehr Ruhe gehabt hatte«.<sup>3</sup> Als Schützer des Reiches hatte der Sohn genauso versagt wie der Vater, ja sich sogar der Verantwortung entzogen, lieferten sich doch nunmehr seine Stellvertreter erbitterte Kämpfe mit seinen Gegnern, wobei die öffentliche Ordnung zusammenbrach und Räuberbanden ungestraft das Land heimsuchen konnten, wie Ekkehard vermerkt. Der Gemeinschaft suchende, demütig fromme junge Hoffnungsträger hatte keine Integrationskraft bewiesen und mit seiner Politik im Grunde nichts erreicht, sondern das Reich in altbekannte Probleme zurückgeworfen.

Wiederum rund zehn Jahre später, im Jahre 1125, war Heinrich tot, und mit seinem Ableben endet auch ein weiteres Manuskript, das nunmehr die Chronik Ekkehards weiterführt. Der Autor dieses Werks übernimmt dessen Darstellung und schreibt dasselbe Urteil fort: Die Zustände verschlimmern sich immer weiter, dem Herrscher gelingt es nicht, Zugriff zu erlangen. Heinrichs Tod steht am Ende der Schilderung und wird uns als die Folge einer länger schon ausgebrochenen, jedoch geheim gehaltenen Krankheit präsentiert – Sinnbild seines absolvierten Lebens, das dem Verständnis der Zeit nach in der Art des Ablebens gespiegelt wurde.<sup>4</sup> Heinrichs letzte Stunden haben etwas eigenartig Defizitäres, treten sie doch unvermutet ein – auch dies kein Ausweis der Gnade Gottes, die dem Tugendhaften zumindest eine Vorahnung von seinem Tod gewährt. Entsprechend einsam ist es um ihn: Nur seine Gattin Mathilde und ein Verwandter, der Herzog Friedrich II. von Schwaben aus dem Haus der Staufer, werden als Anwesende namentlich benannt, als Heinrich auf dem Totenbett seinen Nachlass ordnet. Weitere Fürsten waren nicht zugegen, Heinrich habe

sie aber noch herbeigerufen, »so gut er konnte«, eine Einschränkung, die zumindest zeigt, dass Heinrich zu diesem Zeitpunkt nicht aus der Mitte der Eliten heraus regierte. Erst das Begräbnis in Speyer mobilierte dann die Massen, wie der Autor zu berichten weiß, bevor er zu einer Würdigung Heinrichs anhebt: Gute Anlagen und Fähigkeiten, namentlich im Bereich der Kriegsführung, doch wenig Fortune habe er gehabt und sei hinter seinen Möglichkeiten zurückgeblieben, zumal er mit den Reichsrechten nachlässig umgegangen sei, dagegen aber Habgier an den Tag gelegt habe – wovon noch nicht einmal Nachkommen etwas gehabt hätten, da Heinrich kinderlos verstarb. Heinrichs Leben und Leistung werden so zu einer Verfallsgeschichte: *Sub specie religionis*, unter vorgetäuschter Frömmigkeit<sup>5</sup> habe er zunächst den exkommunizierten Vater verdrängt, als anerkannter Herrscher indes sein Verhalten geändert, um schließlich auch dem Apostolischen Stuhl Unrecht zuzufügen und in der Folge endgültig zu scheitern. Selbst die Einigung mit dem Papsttum im »Wormser Konkordat« des Jahres 1122 erscheint eher als das Verdienst der insistierenden Fürsten denn als das des verstockt feindseligen Herrschers, der sich schon im Folgejahr wieder in Bürgerkriege verwickelte, ein problematisches Vermächtnis ohne Erben.<sup>6</sup>

Das Werk endet im Anschluss daran mit einer kurzen Passage, in auffällig düsterem Ton gehalten, die von Gräueln, Naturkatastrophen und unheimlichen Erscheinungen spricht. Kurz noch erwähnt der Autor, dass »der bleiche Tod« im Jahre 1125 unterschiedslos eine Vielzahl von Opfern forderte, bevor Jahresbericht und Chronik schlagartig abbrechen. Bot sich keine Gelegenheit zur Fortsetzung oder wartete man ab, was die Zeit bringen sollte, und vergaß darüber den Text? Verstarb der Autor vielleicht, wie so viele andere? Der Eindruck entsteht, dass Heinrich sein Reich aus charakterlicher Schwäche heraus verdorben und schließlich mit sich in den Untergang gerissen habe, wobei die Linie des Verfalls über sein Leben hinaus in eine ungewiss düstere Zukunft wies.

Heinrich V. war bereits fast zwei Jahrzehnte tot, als der Freisinger Bischof Otto um 1142 eine voluminöse Weltchronik abschloss. Auch er hatte über Heinrich nicht viel Gutes zu berichten: Der Sohn habe sich *sub specie religionis* zu einem Aufstand gegen den Vater anstiften lassen und dadurch sowohl die naturgegebenen Hierarchien als auch die gesellschaftlichen Konventionen infrage gestellt.<sup>7</sup> Otto zweifelt daran, dass es bei der Abdankung des Vaters mit rechten Dingen zugegangen sei,<sup>8</sup> und hat eigentlich kein gutes Wort für Heinrich übrig: Frühe militärische Misserfolge, Erpressung und Gefangennahme des Papstes, blutige Entzweiung und abnehmende Stärke des Reiches, schließlich die alles noch verschärfende Exkommunikation, ein wenig wirkungsvoller Ausgleichsversuch im »Wormser Konkordat«, dann ein missglückter Frankreichfeldzug, überhartes Strafgericht und Steuerlasten im Reich, endlich, den Fürsten mittlerweile verhasst, der Tod in Utrecht<sup>9</sup> – Heinrichs Herrschaft erscheint wie eine Aneinanderreihung von Krisen, die er durch Selbstüberschätzung und Anmaßung selbst verursachte. Dieses harte Urteil ist umso bemerkenswerter, als Otto von Freising hier über seinen eigenen Onkel schreibt. Ottos Mutter war Agnes, die Schwester Heinrichs V.; die Ehe, aus der Otto hervorgehen sollte, war dessen eigenem Bericht nach ausgerechnet während der Unruhen des Vater-Sohn-Konflikts durch Heinrich V. vermittelt worden. Der Freisinger Bischof nahm offensichtlich keinerlei Rücksichten auf diese familiären Bande, was seinem Verdikt einen gewissen Nachdruck verleiht. Ohnehin ging es ihm um mehr als um die Schilderung einer missglückten Königsherrschaft: Heinrichs unmoralische, von christlichen Tugenden und Königsidealen weit entfernte Herrschaft ist für Otto ein Versagen von geradezu welt- und heilsgeschichtlichem Ausmaß, das sich in den krisenhaften Verlauf der eigenen Zeit einfügt, die für Otto am Ende der Geschichte steht. In Ottos Chronik beginnt das letzte Buch, das sich mit der Geschichte der Welt befasst, mit der Darstellung des im Grunde noch positiv bewerteten Ersten Kreuzzugs. Unmittelbar darauf folgt bereits die von Heinrich dominierte Epoche,

und sein Wirken läutet gleichsam das Ende der Zeiten ein, das mit der Verkehrung der Weltordnung im vatermörderischen Aufstand *contra legem naturae* seinen Anfang findet.

Gewiss: Später, in Ottos *Gesta Friderici*, einem für Friedrich Barbarossa verfassten Werk aus den 1150er Jahren, wusste Otto die Lage anders darzustellen. In der neuen Erzählung halten die auf Heinrich folgenden staufischen Könige das Weltende auf, und dementsprechend kann die Vorgeschichte auch anders beurteilt werden. Allerdings verschwindet Heinrich V. doch auffällig hinter der fast übermächtigen Gestalt des staufischen Schwabenherzogs Friedrich II., der der Vater Friedrich Barbarossas und ebenfalls ein Neffe Heinrichs V. aus der ersten Ehe der Agnes war.<sup>10</sup> Ein genauerer Blick macht deutlich, dass in den *Gesta Friderici* ansonsten standardmäßig aufgegriffene und kontrovers beurteilte Aspekte aus dem Leben Heinrichs verschwiegen werden, der Aufstand gegen den Vater etwa, aber auch die Inhaftierung des Papstes und das »Wormser Konkordat«. Kein Makel trübt den Herrschaftsantritt Heinrichs, er wird knapp als erfolgreicher Militär und machtvoller Herrscher eingeführt,<sup>11</sup> bevor seine charakterlichen Mängel und seine Unfähigkeit, die Fürsten hinter dem Reich zu einen,<sup>12</sup> als Hintergrund für eine recht ausführliche Profilierung Herzog Friedrichs dienen.<sup>13</sup> Ausgesöhnt mit den Fürsten sei Heinrich schließlich in Utrecht verstorben,<sup>14</sup> und als seine Erben erscheinen die Staufer.<sup>15</sup> Heinrichs Funktion, wie sie in den *Gesta* vermittelt wird, ist keine unmittelbar heilsgeschichtliche, sondern lediglich diejenige eines Wegbereiters für die Staufer. Geschickt setzt Otto in den *Gesta* immer dann, wenn er in der Chronik kritisch mit Heinrich ins Gericht gegangen war, einen Verweis auf dieses Werk, ohne die Wertung aber zu wiederholen. Die *Gesta* bieten dadurch ein beinahe makelloses Bild des ansonsten eher oberflächlich geschilderten letzten Saliers, Vorgänger und Erblässer der staufischen Herrscher.

Außerhalb des Reiches, in der französischen Geschichtsschreibung der Zeit, findet sich die uns mittlerweile geläufige Trias der markanten

Punkte aus Heinrichs Leben ebenfalls wieder, mit besonderer Betonung der Vorgänge in Rom 1111, nachgeordnet aber auch Heinrichs Aufstand oder das »Wormser Konkordat« – sofern man von den Geschehnissen im Reich überhaupt Kenntnis nahm.<sup>16</sup> Ohne die kunstvoll konstruierte heilsgeschichtliche Rahmung Ottos von Freising erscheinen Heinrichs Leben und Wirken tatsächlich wie eine wenig bedeutende Episode, eine Königsherrschaft, die ihr politisches Kapital verspielte und dadurch zur immer weiter abnehmenden Bedeutung des Reiches beitrug. Als ursächlich für den Abstieg werden – und auch dies kennen wir bereits – Heinrichs charakterliche Defizite angesehen, wobei wiederum mangelnde Elternliebe, Gewaltbereitschaft und Habgier ins Zentrum gestellt werden und die Verdrängung des Vaters als negatives Vorzeichen betrachtet wird. Geschichte wirkt damit »als Vollstreckerin göttlicher Gerechtigkeit«.<sup>17</sup> Darüber hinaus finden sich (neben individuellen Informationssplittern)<sup>18</sup> zwei Ereignisbündel immer wieder, die in der deutschen Historiographie weitgehend fehlen und die mit dem auch Frankreich und England betreffenden Papsttum zusammenhängen: Zum einen wird statt des bei Ekkehard als feige Entfernung aus dem Reich bewerteten Italienzuges 1116 eher dessen Konsequenz geschildert, nämlich die Einsetzung eines Gegenpapstes.<sup>19</sup> Und auch wenn zum anderen die erfolglosen Einigungsversuche im Rahmen des Konzils in Reims (1119) Erwähnung finden,<sup>20</sup> so maß man doch der durchaus bemerkten andauernden Entfremdung zwischen Kaiser und Papsttum, anders als Otto von Freising, keinerlei apokalyptische Bedeutung bei. Das Wirken des letzten Saliers erscheint dadurch insgesamt eher unbedeutend, episodenhaft und generell folgenlos.

Ein etwas anderes Bild liefert die englisch-normannische Berichterstattung. Hier steht vorrangig zwar ebenfalls die Auseinandersetzung mit dem Papsttum im Zentrum, und zumeist wird Heinrich in den negativen Bahnen seines Vaters beurteilt.<sup>21</sup> Allerdings gab es auch andere Stimmen, die zum Teil recht detaillierte Bruchstücke zu berichten wissen – wenngleich keine beständigen Beziehungen vorlagen, so war

Heinrich immerhin mit einer englischen Königstochter verheiratet und hatte mit dem Würzburger Domscholaster David einen Autor in den Reihen der Reichskirche, dessen Bericht über die Italienfahrt 1110/1111 auch den Weg nach England fand. Insbesondere William von Malmesbury kam bei aller Kritik am Vorgehen Heinrichs doch zu einer eigenartig positiven Charakterzeichnung, die ihn als militärisch kompetenten Friedensstifter darstellt, der den von ihm sogenannten Investiturstreit in Worms beendet habe und sich alles in allem als würdiger Nachfolger Karls des Großen erwiesen habe, der den »alten Kaisern in nichts nachstand«.<sup>22</sup>

Bei aller Ähnlichkeit dieser zwiespältigen Bewertung mit der Darstellung des Ekkehard-Fortsetzers stellt Williams Sichtweise doch eine Ausnahme dar. Die vorwiegend negative Motivik und Wertung, die sich (mit Ausnahme der *Gesta Friderici*) im Grunde seit der Ekkehard-Chronik des Jahres 1117 etabliert haben, geben den Rahmen vor für das Bild Heinrichs, wie es die weitere mittelalterliche Überlieferung im Reich zeichnet. Gewiss ist die Geschichtsschreibung der nächsten Jahrzehnte in ihrem Urteil noch wenig entschieden, wenn sie – wie die Prüfeninger Viten Ottos von Bamberg, eines Zeitgenossen Heinrichs<sup>23</sup> – den Herrscher nur als Aussteller von Urkunden erwähnt oder sich – wie die Kölner Königschronik<sup>24</sup> – einer Wertung ganz enthält, indem sie schlicht Vorgänge verzeichnet. Dies mag an der Wende zum 13. Jahrhundert etwa bei Gottfried von Viterbo oder Burchard von Ursperg, der Heinrich immerhin das »Wormser Konkordat« als Verdienst zuschreibt, durchaus auch mit der Positionierung der Autoren in den Auseinandersetzungen ihrer jeweiligen Gegenwart zu tun gehabt haben.<sup>25</sup> Doch spätestens im 14. Jahrhundert wird das Urteil wieder deutlich schärfer und negativer. Bei Thomas von Pavia, Martin von Troppau und Johann von Viktring wird verstärkt auf die ehrlose, moralisch nicht zu rechtfertigende Verdrängung des Vaters und das Vorgehen gegen das Papsttum abgehoben.<sup>26</sup> Im 15. Jahrhundert ist Heinrich für Thomas Ebdendorfer dann ein geradezu pervertierter Verfolger der Kirche, zumal er

seine Herrschaft wider die Gesetze der Natur erlangt habe, was Otto von Freising ganz ähnlich formuliert hatte.<sup>27</sup> Piccolomini drückte denselben Sachverhalt etwas vornehmer aus, indem er Heinrich aus Herrschaftsucht und mit schlechten Praktiken (*maliis artibus*) den Vater absetzen lässt, was in dem Bonmot gipfelt, dass er nicht nur dem leiblichen Vater, sondern auch der Mutter Kirche ein schlechter Sohn gewesen sei.<sup>28</sup>

Nur vorübergehend änderte sich dieser Tenor im Umfeld der Reformation: Für Johannes Carion und dann stärker noch für seinen Überarbeiter, den Reformator Philipp Melanchthon, waren es nicht charakterliche Defizite, sondern die Abhängigkeit von machtgierigen Bischöfen und päpstliche Hinterlist, denen Heinrich zum Opfer fiel – für Melanchthon gilt selbst der Ausgleich im »Wormser Konkordat« als eine Niederlage gegen die *tyrannis* des Papstes.<sup>29</sup> Doch setzte sich diese Sicht der Dinge nicht durch. Die frühneuzeitliche historisch orientierte Forschung sprach Heinrich mehr Misserfolge als Errungenschaften zu,<sup>30</sup> Voltaire machte ihn zu einem »widernatürlichen Sohn«, »Heuchler ohne Religion«, »schlechten Herrscher und unruhigen Nachbarn«,<sup>31</sup> und bald standen immer mehr die schlechten Eigenschaften des »ungeratenen Sohnes« (Erdmann Uhse),<sup>32</sup> der seinen Vater auf »recht gottlose Art« verdrängt habe (Gotthelf Struve),<sup>33</sup> im Mittelpunkt der Darstellungen und Wertungen. Benannte Defizite waren etwa Untreue und Undankbarkeit (Johann Zedler),<sup>34</sup> wozu sich neben Grausamkeit schließlich noch der Vorwurf übertriebenen Geizes gesellte, der im Mittelalter nur am Rande erwähnt wird (Simon Hahn).<sup>35</sup> Bemerkenswert ist auch die Karriere Heinrichs in den verschiedenen Auflagen der Brockhaus-Enzyklopädie, wo man ihm anfänglich »unnatürliches Benehmen« und die »Falschheit und de[n] zügellose[n] Ehrgeiz eines entarteten Sohnes« attestiert. Die Gesamtwürdigung, er sei ein »Herr-  
scher ohne Kraft, ohne Treue und Religion« gewesen, gipfelt schließ-  
lich in dem Satz: »die Welt verlor nichts an ihm«, worin vielleicht der Grund lag, weswegen man Heinrich in der 5. und 7. Auflage gar nicht berücksichtigte. Ab der 8. Auflage kehrte man wieder zu den alten Vor-

würfen zurück, unterließ jedoch eine Gesamtwürdigung. Immerhin: Seit der 12. Auflage des Jahres 1875 hielt man ihn zumindest eines recht raffinierten strategischen Kalküls für fähig, habe er sich doch nur deswegen dem Papst unterworfen, um so die »kirchliche Partei« gewinnen zu können, was ihm die Möglichkeit zur »Züchtigung der meuterischen Großen« eingebracht habe – eine Art verschwörungstheoretische Spekulation, die keinerlei Anhalt in den Quellen findet und von der Forschung nicht weiter berücksichtigt wurde.<sup>36</sup>

Die Urteile der kritischen Geschichtswissenschaft, wie sie sich im 19. Jahrhundert etablierte, zeichnen sich demgegenüber durch deutlich mehr Quellennähe aus, sind allerdings nicht frei von mitunter recht eigenwilligen anachronistischen Wertungen und Interpretationen. Wilhelm Arndt etwa verurteilte Heinrich nicht pauschal, sondern erblickte »etwas Tragisches« gleichermaßen »in seiner Erscheinung« und »in seinem Ausgang«, attestierte ihm aber zugleich »Härte« und »Herrschsucht«.<sup>37</sup> Ebendiese beiden letztgenannten Eigenschaften schrieb dem letzten Salier auch Wilhelm von Giesebricht in seiner einflussreichen und viel gelesenen »Kaisergeschichte« zu, titulierte ihn überdies als einen »Meister der Verstellung«, herzlos, geldgierig, nicht auf Ausgleich, sondern auf Unterwerfung bedacht. Heinrich erscheint als ein »Despot« und »weltflüchtiger Tyrann«, der an Vater und Papst in einem Maße »gefrevelt« habe, dass ihn die Deutschen am liebsten »ganz vergessen« hätten. Diese Urteile, so räumt von Giesebricht ein, seien seine ganz subjektiven, gäben die Quellen doch erstaunlich wenig von der Persönlichkeit des Kaisers zu erkennen; aber sagen lasse sich doch, dass »wenige Tränen um ihn geflossen« seien, zumal er eine »Unterdrückung für Kirche und Reich« zugleich gewesen sei.<sup>38</sup> Karl Hampe folgt den Grundlinien dieses Urteils, doch begreift er Heinrich weniger als defizitären Charakter denn als Produkt seiner Herkunft. Heinrichs Verhalten stehe in einer Linie mit den »zur Schroffheit, Überspannung und jähnen Entschlüssen neigenden Naturen« seiner Vorfahren, wobei bei ihm eine außergewöhnlich »rücksichtslose Härte« festzustellen sei.

sowie eine »rechnerische verschlagene, unzuverlässige, unedle Natur«.<sup>39</sup> Auch in den Augen Johannes Hallers war Heinrich »hart und gewalttätig«, wenngleich er immerhin konzediert, dass er seinen Vater »an staatsmännischen Anlagen überragt« habe,<sup>40</sup> ein Urteil, das sich fast wortgleich bei Theodor Schieffer in pointierter Zusammenfassung findet: Heinrich sei »hart, aber staatsmännisch begabt« gewesen.<sup>41</sup>

Die gerade angeführten Urteile unterscheiden sich von den vorherigen insofern, als sie das Resultat historischer Forschungen darstellen, also keine Meinungen von Autoren sind, die ihre Auffassung auf einer in der Regel recht schmalen Quellenbasis gründeten. Vielmehr haben wir die Resultate eingehender Forschungsarbeiten vor uns, die den Anspruch eines neutralen, auf umfassender kritischer Quellenanalyse und einer Vielzahl von Vergleichen beruhenden Urteils erheben. Allerdings besteht eine gewisse Spannung darin, dass einige Bewertungskriterien nicht aus den Quellen hervorgehen und von ihnen nicht einmal benannt werden – etwa der immer wieder auftauchende Begriff der »Härte«, der eigentlich kein hochmittelalterliches Pendant kennt. Ein Laster stellt »Härte« zumindest im religiösen Sinne nicht dar,<sup>42</sup> Schrecken erzeugende Gewalt als Grundlage von Herrschaft wurde eher im emotionalen Wortfeld verhandelt,<sup>43</sup> und den Begriff des *rigor iustitiae*, also die strikte Ausschöpfung der herrscherlichen Strafgewalt ohne Minderung dieses *terror* durch *pietas*, kennt man eher aus dem normannischen Bereich<sup>44</sup> – alles in allem Faktoren, die den Zeugnissen zu Heinrich nicht zu entnehmen sind. Der Verdacht liegt also nahe, dass die Interpretation der Historiker vornehmlich des 19. und frühen 20. Jahrhunderts Normen ihrer eigenen Gegenwart zum Maßstab für eine Zeit erhoben, die nicht in diesen Bahnen dachte.

Widerspruch regte sich schon bald. Bernhard Schmeidler etwa versuchte zu begründen, dass die Handlungen Heinrichs durchaus »sachlich-politisch« orientiert waren, wenn man etwa zeitgenössisches Kirchenrecht heranziehe.<sup>45</sup> Heinrich Banniza von Bazan wendete die Frage vom Betrachtungsgegenstand auf die Betrachter und bemängelte

in seiner 1927 veröffentlichten Dissertation über »Die Persönlichkeit Heinrichs V. im Urteil der zeitgenössischen Quellen«, dass die Beurteilung des Herrschers zu sehr nach moralischen Maßstäben (der Gegenwart der Forscher) sowie auf der Basis parteiischer, von ihm undifferenziert »kirchlich« genannter Quellen erfolge, ohne dass man deren »weltanschauliche Gebundenheit« gebührend berücksichtigt habe.<sup>46</sup> Recht ähnlich argumentierte wenig später Heinz Zatschek. Auch ihn störte die »Bedingtheit unseres Wissens« um Heinrich, zumal die »aus geistlicher Feder herrührenden Geschichtswerke« bis in die Gegenwart prägend gewirkt hätten. »Unbefangen« und »sozusagen voraussetzungslös« solle der Leser urteilen, »alles vergessen, was er von der brutalen Tücke und Niedertracht dieses Kaisers gelesen hat«, um eben nicht vorgebliebene Charakterdefizite zur Erklärung politischen Handelns heranzuziehen. Zatschek unternahm ausdrücklich keine »Ehrenrettung« Heinrichs, sah durchaus »unleugbare Härten in seinem Wesen« – »Härte« ist hier eine psychologische Qualität –, doch reichte die zu Recht angemahnte kritische Distanz tatsächlich nur ein Stück weit: Die eigene Zeitgebundenheit reflektierte Zatschek nur bedingt, ging es ihm doch (immerhin noch im Jahre 1944) darum, Heinrich als »Führergestalt« zu bewerten und nicht, wie es der historischen Epoche eher entsprochen hätte, als einen König.<sup>47</sup>

In die Linie dieser beiden Forscher gehört auch die Arbeit von Adolf Waas, der neben den eher Quellen sammelnden und neutral referierenden »Jahrbüchern des Deutschen Reiches« von Gerold Meyer von Knonau<sup>48</sup> die einzige Monographie zu Heinrich verfasste. Waas stellte sich ausdrücklich noch 1967 in eine Reihe mit Zatschek<sup>49</sup> und hat sich auch dessen zentrale methodische Forderung zu eigen gemacht: »Am wenigsten ist bei einem Staatsmann Verstehen aus der persönlichen Sphäre gleichzusetzen mit dem Entschuldigen seiner Taten.«<sup>50</sup> Doch war sein Werk, das keine Biographie sein wollte, bei seinem Erscheinen im Jahr 1967 im Grunde schon ein Anachronismus; die Arbeit beruht auf einiger weniger Literatur des 19. Jahrhunderts (Zatscheks Arbeit ist

die mit Abstand jüngste zur Kenntnis genommene) und ergab bei recht selektiver Schwerpunktsetzung letztlich nichts Neues über den »letzten unseligen Sproß«<sup>51</sup> der salischen Familie.

Immerhin thematisierte Waas mit Heinrich V. einen Herrscher, den die Forschung der Nachkriegszeit erstaunlich wenig berücksichtigt hat. Im Vergleich zu den klassischen Themen aus der frühen Zeit des »Investiturstreits« und zu den an der Jahrtausendwende durch gleich mehrere Biographien gewürdigten Vorgängern und Vorfahren Heinrichs wie Konrad II.<sup>52</sup> und Heinrich IV.<sup>53</sup> fristete die Zeit seiner Herrschaft geradezu ein Schattendasein. Gewiss gab es einige wenige Lexikonartikel<sup>54</sup> oder knappe Lebensbilder,<sup>55</sup> die jedoch eher darstellend als forschend angelegt waren. Spezialisierte, nicht auf eine Gesamtbeurteilung zielende Studien wie etwa von Bernd Schneidmüller, der die Perspektive der angelsächsischen und französischen Geschichtsschreibung grundlegend aufgearbeitet hat,<sup>56</sup> oder aber die Untersuchungen von Jürgen Petersohn zu Heinrichs Verhältnis zu Rom<sup>57</sup> sind in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Ausnahmen geblieben. Auch in der monumentalen, mehrbändigen Würdigung der salischen Dynastie und ihrer Zeit, »Die Salier und das Reich«, die mit einer immens publikumswirksamen Ausstellung verbunden war, spielte Heinrich eine vergleichsweise kleine Rolle.<sup>58</sup> Gewiss: Der letzte Salier erscheint (notgedrungen) im Zusammenhang mit Arbeiten zum »Wormser Konkordat«,<sup>59</sup> und gelegentlich wird sein Aufstand gegen den Vater thematisiert,<sup>60</sup> doch liegt bislang nur ein Sammelband vor, der die Zeit Heinrichs bewusst jenseits der traditionell in den Vordergrund gerückten Ereignisse von Herrschaftsantritt, Rom 1111 und »Wormser Konkordat« auszuleuchten versuchte.<sup>61</sup> Aus dieser Ausrichtung ergibt sich zugleich, dass man für Heinrich als Person keine neuen Konturen entwarf, stand doch der Kontext seiner Regierung in vergleichender Perspektive im Zentrum der Fragestellung und erst in zweiter Linie die Person.

Lediglich eine jüngere, bis heute einflussreiche Studie zielte nochmals auf die Anfangszeit Heinrichs, aus deren Einschätzung sich die

meisten Urteile über sein Leben ergeben. Stefan Weinfurters<sup>62</sup> bereits 1992 eröffneter Blick auf das persönliche Umfeld des aufständischen Königsohnes machte deutlich, wie eng diese Gruppe durch reform-religiöse Praktiken verbunden war, woraus das Streben nach einem Neuanansatz resultiert habe. Die Forschung kehrt dadurch wieder zurück zu der ersten ausführlichen Nachricht über Heinrich, die auch am Anfang dieses Überblicks stand: Heinrich, ärmlich bekleidet auf dem Hügel, im Umfeld einer durch gemeinsame religiöse Orientierung zusammengehaltenen Gruppe. Weinfurters einflussreiche Studie nimmt im Grunde diese Quelle ernst, ohne die Vorgänge während der Erhebung moralisch zu werten und ohne spätere, damals unabsehbare Ereignisse in die Beurteilung einfließen zu lassen. Nach Weinfurters Auffassung trug der Schwung der Reform das Königtum Heinrichs in den folgenden Jahren in einem bemerkenswerten Miteinander von Herrscher und Fürsten, einer regelrechten »Heilsgemeinschaft«, geradezu paradigmatisch für das Modell der »konsensualen Herrschaft«, in dem die Forschung im Anschluss an Bernd Schneidmüller ein wesentliches Charakteristikum hochmittelalterlicher Politikgestaltung erblickt.<sup>63</sup> Herrschaftsübergang wie auch Frühzeit Heinrichs erscheinen dadurch in einem neuen Licht, doch brach Heinrich dann mit den von ihm hintertriebenen Vorgängen um die Kaiserkrönung mit diesem Prinzip – was ihn letztlich scheitern ließ. Die Trias von Reformer, Intrigant und Verlierer bestimmt die neuere Forschung. So hat etwa Jürgen Dendorfer, der sich bereits in seiner Dissertation mit dem frühen Unterstützerkreis um Heinrich befasst hat, in mehreren ausführlichen und grundlegenden Studien diesen Faden aufgenommen und die Einbettung des Herrschers in die fürstliche Welt seiner Zeit deutlich werden lassen, zugleich aber auch seine Abhängigkeit von den Eliten.<sup>64</sup> Diesen Ausführungen zu den Formen und Mechanismen des Miteinanders folgte in weiten Teilen auch die Aufarbeitung des Hofes Heinrichs V., wie sie Martina Halm in ihrer Dissertation leistete.<sup>65</sup>

Durch diese Form der Annäherung werden Grundstrukturen von Heinrichs Handlungsspielräumen deutlicher, erklären sich personale

Zusammenhänge und religiös-politische Leitlinien in neuer Konsistenz. Doch wie so oft bleibt Heinrich auch in der aktuellen Perspektive letztlich eine Person ohne klare Konturen, von außen bedingt, als Mensch kaum zu greifen. Dies bleibt dem biographischen Blick überlassen, der nicht in erster Linie auf die Frage nach Umständen und Bedingtheiten von »Herrschaft« oder »Königtum« abzielt, sondern der Persönlichkeit und ihrer Entwicklung nahekommen soll. Dies führt zu dem ganz grundsätzlichen Problem der Abfassung einer Biographie eines vormodernen Menschen. Die Biographie als Form ist bereits recht schwierig zu bestimmen, da sie weder ein genuin geschichtswissenschaftliches noch ein ausschließlich literarisch zu bewältigendes Genre darstellt. Ziel einer solchen Darstellung ist nicht in erster Linie eine historisch akkurate Darstellung und auch nicht eine künstlerisch wertvolle, schöne Erzählung. Eine Biographie schreibt wörtlich Leben, bildet also ein Leben ab, erschreibt es – und dies kann gewiss unter penibler Berücksichtigung der Überlieferung, mit mehr oder weniger Freiheiten und Einfühlung, mit größerem oder geringerem Gewicht auf der Stilistik, Konzeption und Ausdrucksebene geschehen, also als »literarische« oder »historische« Biographie mit jeweils eigenen Ansprüchen.<sup>66</sup> Das mitunter gebrauchte Argument, die »kritische Sicht« der Geschichtswissenschaft stünde als rationales Vorgehen der zur Erfassung eines Menschen notwendigen Empathie im Wege, die durch literarisch-künstlerische Annäherung eher zu erreichen sei, lässt sich auch leicht umkehren: Wer sich nicht des historischen Sachverhaltes bewusst ist, dass das uns so geläufige Bild von der psychologischen Entwicklung eines Individuums ein Erklärungsmuster ist, das heute gerade einmal ein gutes Jahrhundert alt ist, überfordert die Aussagekraft von Quellen, die vor 900 Jahren geschrieben wurden.

Dies bedeutet sicherlich nicht, dass von der Psychologie etablierte Regeln nicht auch für einen Menschen der Vormoderne Geltung besessen haben, doch bietet die Überlieferung in aller Regel keine oder zu

wenige Informationen, die eine vorrangig psychologische Deutung der Persönlichkeitsentwicklung über Gemeinplätze hinaus zuließen. Dieses Problem dürfte auch den Grund dafür darstellen, dass in modernen Biographien mittelalterlicher Herrscher in der Regel recht wenig über die persönliche oder charakterliche Entwicklung der einzelnen Könige zu lesen steht. Betrachtet man die neueren Biographien einmal daraufhin, so ließe sich zeigen, dass die Aufstiegserzählungen der noch immer vorrangig dargestellten »großen« Herrscher (Chlodwig, Karl der Große, Otto I., Friedrich Barbarossa oder Friedrich II.) oder programmatische oder dynastische Neuansätze (Heinrich I., Otto III., Heinrich II. oder Konrad II.) oftmals unausgesprochen als eine Art Ersatz für diese Leerstelle fungieren.<sup>67</sup> Für Heinrich V. bietet sich all dies nicht an, zumal in seinem Fall die Erlangung und die Übernahme der Königsherrschaft wenn nicht schon das bedeutendste Ereignis seines Lebens darstellen, so doch zumindest ein Vorzeichen, unter dem der Rest seines Wirkens betrachtet werden kann. Dass die mittelalterlichen Chronisten, für die himmlische Vergeltung eine Lebenswirklichkeit war, hierin eine Art der Ursünde mit allen zwangsläufigen Konsequenzen sehen mussten, liegt nahe. Doch auch für moderne Interpretationen bietet diese Sicht ein Erzähl- und Erklärungsmuster, nämlich das vom machtgierigen, egoistischen Autokraten, der letztlich an sich selbst scheitert. Es spielt dabei kaum eine Rolle, ob Heinrich die 1105 so plakativ dargestellten hehren Motive lediglich vorgab oder ob er tatsächlich als Idealist begann, denn wenn nicht schon 1105, so holte ihn die eigene Unzulänglichkeit doch spätestens mit den römischen Ereignissen von 1111 ein. Eine konsistente Geschichte, gewiss, und eine Geschichte, die nicht falsch sein muss; eine Geschichte jedoch, die in so starkem Maße von Bildern und Gemeinplätzen beeinflusst scheint, dass eine Überprüfung lohnt. Will man sich nicht der Macht der Bilder und suggestiven Narrative beugen, bleibt nur der Weg zurück, zurück in eine Zeit, als das Urteil über Heinrich noch nicht feststand, zurück in die Quellen der Zeit, die Heinrichs Ende

noch nicht kannten, hin zu Taten, Entscheidungen und Konstellationen, deren Resultat noch unabsehbar war, mit dem Ziel, der Person Heinrich näherzukommen, die noch nicht von Reprojektionen überschattet ist.